

besonders unmißverständliches Wort vom zuletzt wiederaufblühenden und Frucht tragenden Feigenbaum Israel (Mark 13, 28 f.) in seinem Vollsinn gelten lassen (S. 70), obwohl er selbst eine für das traditionelle richtige Verständnis desselben zeugende Variante dieses Wortes aus der Petrusapokalypse (Kap 2) zu zitieren hat. Daß dann auch die kostbaren Zeugnisse des Barnabasbriefs (trotz seiner ‚Judenfeindschaft‘!) für Israels Rettung verkannt (ja, S. 216 Anm. 1 in Form von Barn 13, 5 Schlußsatz geradezu weggeleugnet) werden, kann nicht mehr verwundern. Kurz: Eine Fundgrube im Détail, ein Fehlschlag im ganzen. Leider!

Kurt Schubert: Die Gemeinde vom Toten Meer, ihre Entstehung und ihre Lehren. München/Basel 1958. Ernst Reinhardt, 144 Seiten.

Jean Daniélou: Qumran und der Ursprung des Christentums. Mainz 1958. Matthias Grünewald Verlag, 174 Seiten.

A. Powell Davies: Der Fund von Qumran, Die Schriftrollen vom Toten Meer und die Bibel. Wiesbaden 1958. F. A. Brockhaus, 200 Seiten.

Millar Burrows: Mehr Klarheit über die Schriftrollen... München 1958. C. H. Beck, 375 Seiten.

Aus der immer noch so reichhaltigen Literatur für breitere theologisch interessierte Kreise zum Thema ist hier als Ernte allein des laufenden Jahres ein einführender Überblick, eine theologische und eine ‚anti-theologische‘ Auswertung der Rollen sowie Burrows‘ meisterhaft abwägender Bericht über die weiteren Funde und deren weitere Diskussion nebst der Übersetzung jüngst entdeckter Texte anzuzeigen, womit die Sensations-Phase der Diskussion beendet sein könnte. Prof. Schubert, seit Jahren an der wissenschaftlichen Fachdiskussion des Themas beteiligt, kennzeichnet knapp die Texte, ihre Fundgeschichte, Herkunft, Werden, Wesen und Wirken der aus diesen Texten mit recht hoher Wahrscheinlichkeit zu erschließenden „essenistischen Gemeinde von Kirbet Qumran“ und ihres (nicht-messianischen!) Lehrers der Gerechtigkeit; alles dies auf Grund reicher Sachkenntnisse und mit nicht übermäßigem Gebrauch unbewiesener Vermutungen, ohne die ja nicht auszukommen ist. Erst da scheinen sie uns (wie Burrows, S. 83 f., 89 und Ehrlich; vgl. FR X, 106) zu sehr gehäuft aufzutreten, wo Schubert auch noch „Die Entstehung des Christentums und die Qumrantexte“ behandelt und neben wirklich stichhaltigen und wichtigen Feststellungen wie der des ausdrücklichen Gebots des Feindeshasses in der Qumran-Gemeinschaft (S. 123 f.; vgl. Matth 5, 43!) doch auch allzuweithergeholtes vorbringt, etwa über Jesu Jordan-taufe (S. 113), erste Nazareth-Predigt (S. 115 zu Luk 4, 14 ff.), angeblich schon traditionelle Identität von Davids- und (metaphysischem) Gottes-Sohn (S. 121 bzw. 105) und einem angeblichen Gegensatz zwischen dem erst zukünftigen Zeitpunkt „da Gott das Böse ein für allemal ausgerottet wird“ auf der einen und Jesu Christi schon errungenem Sieg über die Finsternis auf der andern Seite (S. 131), als ob nicht auch die Christenheit das Jüngste Gericht noch in der Zukunft erwartete! Vor allem aber muß entschieden widersprochen werden, wenn Schubert (leider ja nicht allein) aus Wort und Werk Jesu (S. 125) und Pauli (S. 135) einen Unterschied schon in der Thora-Anerkennung statt erst in der Thora-Auslegung gegenüber den Qumran-Leuten herausliest, nachdem doch H. Braun (FR X, 100 f.), den er erwähnt (S. 143), schon so viel treffender einen radikalisierten, verschärften und vor allem vertieften Thora-Gehorsam bei Jesus im Vergleich mit jenen erkannt hatte.

Derselbe Einwand ist freilich auch — etwas abgeschwächt — gegen Daniélou (S. 132), der Braun nicht zu kennen scheint, zu erheben, während er im ganzen gesehn als Sachverständiger der ältesten Kirchen- und Dogmengeschichte naturgemäß weit umfassender und subtiler über das ‚qumranitische Element‘ im Wurzelgrund der Kirche unterrichtet als der Hebraist Schubert. Die radikale Verschiedenheit Jesu freilich vom ‚Lehrer der Gerechtigkeit‘ wird bei beiden Autoren deutlich, bei Daniélou aber noch besser die doch sehr weit-

gehende Strukturverwandtschaft der Urkirche mit der Qumran-Gemeinschaft und deren starke Einflüsse auf das altkirchliche Schrifttum bis ins 2. Jahrhundert hinein. (Daß auch er, vor allem, was Johannes den Täufer anlangt, S. 16 ff., etwas reichlich gewagte Hypothesen bringt, zeigt Burrows S. 48 ff.).

Wir verlassen den Boden nicht immer ganz genügend gesicherter, aber wissenschaftlich verantwortbarer Unterrichtung, wenn wir uns nun zu Davies‘ Bestseller wenden, der im amerikanischen Original wenigstens noch ‚firmenehrlich‘ betitelt ist: *The meaning of the Dead Sea Scrolls*. d. h. „Die (vom Verfasser behauptete anti-theologische) Bedeutung der Rollen“, während der dem deutschen Leser zunächst in die Augen fallende Haupttitel der Übersetzung eine umfassende (und angesichts des angesehenen Verlagsnamens eine wissenschaftlich seriöse) Unterrichtung erwarten läßt, die dann keineswegs geboten wird.

Nach kurzem Bericht über Entdeckung und Datierung der Rollen (S. 9—55, knapp ein Viertel des Bandes) folgt eine schon recht einseitige und hypothesenreiche, aber sich noch einigermaßen in den Bahnen der Wiedergabe der Gelehrten-Diskussion bewegende Darstellung von Vorgeschichte und Schicksal der ‚Essener‘; dann aber stellt die ganze zweite Hälfte des Werkes einen massiven Versuch dar, durch Häufung von Hypothesen auf immer kühnere Hypothesen (ohne Rücksicht auf Selbstwidersprüche wie S. 118, wonach Jesus „keine Organisation geschaffen hat“, gegen S. 153, wonach notwendig für ihn wurde, „wenigstens eine provisorische Organisation aufzubauen“) die Funde zu einer dokumentarischen ‚Widerlegung‘ des christlichen Glaubens auszunutzen, — soweit solche einem ‚christlichen‘ Autor überhaupt noch nötig scheint, der schreiben kann: „... wie das NT berichtet, gaben die Nazarener, Jesu Anhänger, nicht zu, daß Jesus sich geirrt habe. Sie fühlten, er sei noch am Leben...“ (S. 174).

Daß, wer so bequem mit dem Auferstehungszeugnis der Apostel fertig wird, sich, nachdem er „1944 an die protestantische Allerseelenkirche in Washington berufen“ wurde, durch seine Seelsorge „ebenso wie durch seine volkstümlichen Bücher über theologische... Fragen“ unter seinen Landsleuten „in Amerika einen hochangesehenen Namen gemacht“ habe, wie der Brockhaus-Verlag mitteilt (S. 200), wäre, wenn wahr, für Amerika bedauerlich, scheint uns aber angesichts der Unzuverlässigkeit zweifelhaft, mit der ein wirklicher Gelehrter wie Millar Burrows bei aller Höflichkeit diese Davies, Wilson, Dupont-Sommer, Allegro usw. als solche kennzeichnet, welche die Funde begrüßten, „weil sie meinten, ihr eigener Abfall vom Glauben ihrer Väter würde dadurch gerechtfertigt“ (S. 2), und wie er im einzelnen jeweils ihre zu weit gehenden Behauptungen gründlich widerlegt (bes. S. 33 ff. und 68 ff.), bzw. ihre (von D. totgeschwiegenen) strategischen Rückzüge referiert (Dupont-Sommers, S. 76, Allegros, S. 188). Mit derselben vorbildlichen Behutsamkeit, die schon sein erstes Werk über die Schriftrollen auszeichnete (FR X, 100 f.), berichtet auch hier in dessen Fortsetzung Burrows über die neuen Funde, wovon wichtige Texte (wie die teilweise Nacherzählung des Buches Genesis in der sogenannten Lamed-Rolle, S. 334 ff.) übersetzt wiedergegeben werden, und vor allem über die weitere Erforschung der früheren. Noch deutlicher als zuvor hat sich herausgeschält, daß schon Johannes der Täufer „in seinem öffentlichen Auftreten“ auf jeden Fall „vollständig unabhängig“ von der Qumran-Sekte war (S. 53) und erst recht Jesus ihrer Haßpredigt. Separation, Buchstabenrigoristik und Vulgär-Eschatologie noch ferner stand als dem durchschnittlichen ‚Pharisäismus‘; daß aber „die Sekte von Qumran der späteren Idee der Kirche... näher kommt als die andern uns bekannten religiösen Vereinigungen der Juden“ (S. 69), bis in viele frappante Einzelzüge hinein (S. 96 ff.; vgl. Daniélou, S. 46 ff., Schubert, S. 127 ff.). Auch über die sehr bedeutsamen Ergebnisse der Rollen-Forschung für das Studium des Alten Testaments berichtet Burrows eingehend (S. 117—164), sowohl was dessen nun viel differenzierter faßbare Textgeschichte anlangt wie betreffs seiner Auslegung, wobei sich zeigt, daß die

typologische Heranziehung vergangener Daten (Worte und Fakten) zur Sinndeutung gegenwärtigen und künftigen Geschehens für die zahlreichen Kommentatoren geradezu selbstverständlich war, von deren Werken sich Reste gefunden haben. — Was den geschichtlichen Ort der Qumransekte anlangt, so bleibt „die einzige sichere Tatsache“, daß er noch nicht fixierbar war (S. 198), obwohl Yadin die Römerzeit wahrscheinlicher erwies als die der Makedonen (S. 168 ff.), und daß es sich um „Essener“ jedenfalls nur im weitesten Sinn des Wortes handeln dürfte (S. 237 f.). Was über ihre Bräuche und Lehren der Forschungsfortgang ergab, wird eingehend berichtet (S. 238—332); „daß die eigentümlichsten Seiten von Hillels Werk z. T. durch den Gegensatz gegen die Sekte von Qumran veranlaßt seien“, habe Glatzer nahelegen verstanden (S. 332); Brauns Konfrontation der Rollen mit Pirke Aboth und Synoptikern (FR X, 101), in deren Richtung das Forschen fruchtbar weitergehen könnte, lag Burrows leider noch nicht vor; doch weiß auch er, daß nun die Phase ruhigen religionswissenschaftlichen Vergleichens wirklich überfällig ist. Er selbst hat auch dazu schon so manches hier beigetragen.

Jean Daniélou, *Théologie du Judéo-Christianisme* (Histoire des doctrines chrétiennes avant Nicée I). Paris 1958. Desclée. 457 S.

Werner Elert: *Der Ausgang der altkirchlichen Christologie* (Einführung in die alte Dogmengeschichte), hrsg. v. W. Maurer. Berlin 1957. Luther. Verlagshaus. 363 S.

Daß griechischer Geist den jüdischen schon im Neuen Testament und vollends im weiteren frühchristlichen Schrifttum überfremdet habe, das gehörte bis vor kurzem zu den scheinbar sichersten Ergebnissen und gehört darum noch immer zu den am schwersten ausrottbaren Vorurteilen, die von der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts an die des 20. weitergegeben wurden und von deren Popularisatorentroß nachgebetet werden. Daß dem entgegen die neutestamentlichen Schriften (gerade auch eines Paulus und Johannes) zusammen mit denen der Apostolischen Väter ohne jeden Zweifel eine (eigenständige, aber nicht entfremdete) Variantengruppe des zeitgenössischen jüdischen Schrifttums darstellen, ist eine Erkenntnis, die sich seit den Qumran-Funden allmählich herumsprechen beginnt, nachdem sie schon von Franz Overbeck (in seiner Studie über die Anfänge der Patristik) geahnt und von Erik Peterson (in ungezählten Einzelarbeiten der letzten Jahrzehnte) gründlich erwiesen worden ist. Die zusammenfassende Darstellung des wirklichen Sachverhalts, die wir von ihm erhofften, legt nun als beglückende Überraschung der Fachvertreter am Pariser Institut Catholique vor, Jean Daniélou. Er stellt das ur- und frühchristliche Denken wieder in die semitische Geisteskultur hinein, der es angehört. Man wird das allgemein nicht länger ignorieren können, die Konsequenzen davon sind noch gar nicht abzusehen.

Der I. Teil des umfassenden Werkes charakterisiert *„Die Quellen“* unserer Kenntnis der „jüdisch-christlichen Theologie“. (Judenchristlich könnte den falschen Anschein erwecken, als stamme sie nur von Christen jüdischer Herkunft). Dabei wird zwischen dem kirchlich rechtgläubigen jüdischen Christentum zahlreicher alt- wie neutestamentlicher Apokryphen sowie liturgischer Schriften und Einzelautoren (Barnabas, Hermas, Ignatius v. Antiochia, Clemens Romanus) auf der einen Seite und dem häretischen „Judenchristentum“ im herkömmlichen Wortsinn auf der andern unterschieden (Ebioniten, Elkesaiten, Kerinth, Karpokrates und andre Gnostizisten). Der II. Teil *„Le milieu intellectuel“* dokumentiert die geistige Welt der jüdisch-christlichen (wie schon spätantik jüdischen) Schriftauslegung (im Stil der Qumran-Rolle mit dem Habakuk-Kommentar) und Apokalyptik als den Ort, worin sich die Erfüllung überlieferter jüdischer Formen mit dem neuen Inhalt der guten Botschaft von Jesus abspielt. Der — umfangreichste — III. Teil bringt dann *„die Lehren“*, der IV. *„Die Institutionen“* des jüdischen Christentums

zur Sprache, wobei ständig auch höchst erhellende Seitenblicke auf das neutestamentliche Schrifttum fallen, das ja völlig in die hier behandelte Literatur eingebettet ist, bzw. ihre Quintessenz darstellt, also nur mit ihrer Hilfe wirklich so verstanden werden kann, wie es von seinen Verfassern gemeint ist.

So begegnen wir (S. 199 ff.) als vielleicht ältester Form der Trinitätslehre der Exaltation des „Namens“ (Jesu) im einschlägigen Schrifttum (Jak 2, 7; Phil 2, 9 f.; vgl. Is 45, 23!). So lernen wir in den Kapiteln über Inkarnations- und Erlösungslehre den überaus starken Akzent kennen, der auf Jesu Abstieg (zu dieser Erde und zur Unterwelt) und Aufahrt (wieder gen Himmel) in Verbindung mit des Gläubigen Untertauchen ins Taufbad und Wiederauftauchen daraus gelegt wird (S. 257 ff., 378 ff.; Röm 6, 4; f.), so die Symbolik des Kreuzes bis hin zum kosmischen Achsenkreuz (S. 289 ff.; Eph 3, 18 — nach jüd.-christl. Auslegung). So entfaltet sich uns nicht zuletzt in seinem erstaunlichen Variantenreichtum der jüdisch-christliche „Millenarismus“ (bzw. Chiliasmus) als wohl wichtigster zukunftsbezogener Vorstellungskomplex, weshalb gerade hierauf noch etwas näher eingegangen sein möge.

Zunächst ist schon bemerkenswert, daß Daniélou für die allererste Herkunft von gerade „tausend“ Jahren gegenüber der auch noch bei Bietenhard (vgl. FR IX, 65 f.) gebotenen üblichen Erklärung, mit einem „Gottes-Tag“ (Ps 90, 4) innerhalb einer Jahrwoche, aus dem sog. „Jubiläenbuch“ (4, 29 f.) wahrscheinlich macht, daß zunächst an eine Wiederherstellung paradiesischer Langlebigkeit im Sinne von Is 65, 20. 22 zu denken ist, so daß die Dauer des Mill-enniums ursprünglich nur einer der Züge wäre, die es als am Ende erneuertes irdisches Paradies des Ursprungs charakterisiert. (Daß Daniélou mit diesem wichtigen Hinweis S. 354 die Bemerkung verbindet, jüdische Quellen für die „Tausend“ existierten nicht, ist freilich irrig; Strack-Billerbeck zitiert dafür viel mehr — III, 826 f. — den gerade als Zeugen älterer Überlieferungen geltenden Eliezer ben Hyrkanus um 90 n. Chr.). Noch weit wichtiger aber ist, daß entgegen der landläufigen Auffassung, wonach der Millenarismus bis zu Augustin fast in der ganzen Kirche als mehr oder minder verfeinerte Erwartung eines irdischen Friedensreiches zwischen Christi Wiederkehr und Gericht dominiert habe, Daniélou u. a. schon aus dem 2. Petrusbrief eine römische Tradition erhebt (3, 8), welche die „tausend Jahre“ von der Zeit der Kirche und nicht von einer fleischlichen Erneuerung des Paradieses versteht (S. 349). — wie es uns auch dem richtigen Verständnis der Johannes-Apokalypse zu entsprechen scheint (s. -FR. IX, 65!) und sich hoffentlich wenigstens in katholischen Bibelausgaben wieder in Gestalt ihres richtigen Textes durchsetzen wird. (Apk. 5, 10: Die Erlösten *„regieren“* auf Erden“, schon jetzt fürbittweise, wie mit Allo. Lohmeyer und sehr guten alten Manuskripten zu lesen ist: nicht: *„werden regieren“*, wie es chiliastisch verchlümmert wurde!)

Im selben Jahre wie Daniélous Werk wurde nun auch das *„Elerts aus dem Nachlaß des 1954 Abgerufenen“* in Druck gegeben, das sozusagen den äußersten Gegenpol der dogmengeschichtlichen Entwicklung behandelt, die Kulmination hellenischer Begriffssprache in ihr, die dem Dominieren semitischer Bildersprache diametral gegenübersteht, — wobei es wohl in beiden Fällen gleich schwierig und gleich nötig ist, durch die Schalen von Begriff und Bild zum Kern vorzudringen, zum göttlichen DU, im NAMEN *offenbart* und doch noch bis zum Jüngsten Tag zugleich *verborgen*.

Selbst in den scheinbar völlig zu abstrakter Haarspalterei abgesunkenen nach-chalkedonensischen christologischen Streitigkeiten — vor allem am Kaiser Herakleios' Versuch, die Bekenner nur einer „gottmenschlichen“ (bzw. von der Gottheit aufgesogenen menschlichen) „Natur“ Christi mit der Zwei-Naturen-Christologie durch das Bekenntnis nur eines „Willens“ in ihm (Mono-theletismus) zur Wiedervereinigung mit der Orthodoxie zu veranlassen — entdeckt Elert gerade am Scheitern dieses Versuches die läuternde Wirkung des biblischen Christusbildes auf das spekulative Christusbild